Hafeneinfahrt ist nur 300 Meter breit. Beim Einlaufen in den Hafen müssen die Schiffe eine scharfe Kurve beschreiben.

Unsere unglückliche „Gneisenau" lag auf der Rhede, also in östlicher Richtung vom Molenkopf der Ostmole. Nachdem beide Ankerketten gebrochen waren, mußte das Schiff versuchen, in den Hafen einzulaufen, und da unglücklicher Weise die Kessel noch keinen genügenden Dampfdruck gehabt haben müssen, war es auf die Segel angewiesen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß trotz des schweren Sturmes das Manöver gelungen wäre, da besonders der Commandant, Capitän zur See Kretschmann und der erste Officier Capitänlieutnant Berninghaus, sich des besten Rufes als besonders tüchtige und erfahrene Seeleute erfreuen; werden doch an Bord der Schulschiffe nur die geeignetsten Seeofficiere commandirt. Im vorliegenden Falle mußte das Schiff eine Wendung um etwa 180 Grad machen, ehe es in den Curs auf den östlichen Molenkopf gelangte. Hierzu brauchen Schiffe, wie die „Gneisenau", sehr viel Seeraum. Letzterer war aber nicht vorhanden. Das Schiff ist daher, bevor die Wendung gemacht war, auf die Mole getrieben worden und dort gescheitert. Das deutsche Cadettenschulschiff „Gneisenau" ist am 4. September 1879 auf der kaiserlichen Werft in Danzig vom Stapel gelaufen und gehört der Marinestation der Nordsee an. Die „Gneisenau" ist 74,5 m lang, im Hauptspant 13,75 m breit und verdrängt bei einem Tiefgang von 5,8 m 2856 t Wasser. Sie war als Vollschiff getakelt und besaß außerdem eine Maschine von 2500 indicirten Pferdestärken, mit der sie eine Maximal-Geschwindigkeit von 14 Knoten entwickelte. In der Batterie führte das Schiff 14 15-cm-Geschütze, außerdem waren zwei 8,8-cm-Schnellladekanonen und zwei 8-Millimeter-Maschinengewehre an Bord. Seit mehreren Jahren diente die „Gneisenau" wie ihre Schwesterschiffe „Stosch", „Stein" und „Moltke" als Cadettenschulschiff und sie war als solches in Bergen anwesend, als der Kaiser dort das französische Cadettenschulschiff „Iphigénie" besuchte.

Der Krieg in Südafrika.

Ueber die Schlappe des Generals Clements

giebt eine „Standart"-Meldung aus Pretoria nähere Auskunft. Die von den Boeren abgefangene Abtheilung Infanterie gehörte größtentheils zum 2. Bataillon der Northumberland-Füsiliere, das vor Jahresfrist auch ein halbes Bataillon bei Stormberg durch Gefangennahme verlor. Das Regiment zählt somit zu den berühmtesten in der englischen Kriegsgeschichte. Auf dem Magaliesberge lagerten die Füsiliere inmitten einer busenförmigen Plateau-Einsenkung, während General Clements 1000 m unterhalb mit der Hauptabtheilung, nämlich zwei reitenden, zwei Feldbatterien, einem schweren Geschütz und dem zugehörigen Train campirte und zur Deckung seinerseits den Obersten Legge mit einer kleineren Truppe auf 800 m vorgeschoben hatte. An die letztere, auf einem flachen Bergvorsprung stehende Abtheilung kam bei Tagesanbruch eine Boerentruppe in britischer Khaki-Uniform, die infolge dessen für eine britische gehalten wurde, bis auf 100 Schritt heran. Sie wurde formell von der Feldwache angerufen, erwiderte den Ruf mit einer Salve und hatte binnen Legge's Abtheilung überrumpelt. Legge's reitende Infanterie Yomanry griff jedoch resolut ein, unterstützt durch ein Positionsgeschütz, trieb die 400 Khakiboeren zurück und verfolgte sie. Mittlerweile hatte die Hauptabtheilung des Feindes unter Delarey, dessen 1000 Mann von Warmbath her zu diesem Zwecke 3000 Mann Verstärkung unter dem Commandanten Beyer's erhalten hatten, den Kranz der oberen Plateau-Einsenkung besetzt und ein heftiges Feuer auf die Northumberland-Füsiliere eröffnet. General Clements, der zur Deckung seiner Artillerie und seines Trains über wenig mehr als 700 Mann verfügte, war selbst in schwieriger Lage. Er vertheilte den kleinen Rest seiner Infanterie auf die Flanken und den Rücken und sandte reitende Infanterie den Abhang hinauf, doch ohne nennenswerthen Erfolg. Das Northumberland-Bataillon, das, ohne Geschütz und Munitionsersatz, völlig isolirt war, erwehrte sich des Feindes bis halb 7 Uhr Morgens, wo es sich verschossen hatte und die Waffen streckte. Unter dem heftigsten Feuer der Boeren gelang es dann Clements, um 4 Uhr Nachmittags den Rückzug anzutreten und unter Rückendeckung durch die Yomanry in einem scharfen Nachtmarsche sämmtliche Geschütze und den größten Theil des Trosses zu retten und um 4 Uhr Morgens in Rietfontein einzubringen. Für Kitchener hat dieser neueste Boerenerfolg den Vortheil, daß die ihm bei Uebernahme des Obercommandos von der Regierung auferlegten Beschränkungen sofort beseitigt wurden und sein Verlangen nach ansehnlichen Verstärkungen durch reitende Truppen und weitern Remontesendungen den stärksten Nachdruck erhalten hat.

Der letzten Hiobsposten aus Südafrika haben natürlich das englische Publicum in nicht gelinde Unruhe versetzt. Die ersten, unbestimmten Nachrichten über die Niederlage am Magaliesberg verbreiteten sich so schnell in London, daß vor dem Kriegsamt schon Morgens gegen neun Uhr eine Schaar ängstlicher Frager sich angesammelt hatte, die über das Schicksal der „Northumberlands" Gewißheit haben wollten. Die gleichen Scenen, wie man sie im November des vorigen Jahres in Pall Mall zu sehen gewohnt war, spielten sich wieder ab. Als dann Lord Kitchener's Depesche schließlich angeschlagen wurde, erregte die in ihr enthaltene Bestätigung der bösen Nachricht große Aufregung. Abergläubische Leute erinnerten daran, daß man gerade den Jahrestag von Colenso beging. Vielleicht wird es zur Beruhigung des englischen Publicums beitragen, daß außer den in letzter Zeit mehrfach gemeldeten kleinen Verstärkungen, die für Südafrika bereit gestellt werden sollen, nun noch eine größere Truppenzahl ausgehoben werden wird. Es wird darüber berichtet:

* **London**, 17. December. Das Colonialamt macht bekannt, es sei beschlossen, 5000 Mann für die südafrikanische Constablertruppe in England zu rekrutiren.

Weitere Kämpfe.

Dem „Evening Standard" zufolge soll in London eine Depesche eingetroffen sein, welche besagt: Heute (?) hat ein mehrere Stunden dauerndes Gefecht stattgefunden gegen eine Boerenmacht von etwa 1500—2000 Mann, die kürzlich auf ihrem Marsche nach dem Süden aufgehalten worden waren. Der Feind wurde am Oranjefluß umzingelt und vollständig geschlagen. Die Verluste der Boeren an Todten und Verwundeten sind sehr schwer. Eine große Anzahl Boeren wurde gefangen genommen.

Diese Meldung ist so unbestimmt gehalten, daß man noch nicht mit ihr rechnen kann.

Die Interventionsfrage.

Die „Deutsche Warte" schreibt officiös: Wenn Präsident Krüger einmal vom Kaiser empfangen wird, dann kann das nur zu einem Zeitpuncte geschehen, da ein solcher Besuch kein inhaltloses Schaugepränge ist, sondern mit der Ertheilung nützlicher Fingerzeige und Winke verbunden werden kann. Es erscheint keineswegs als unmöglich, daß Deutschland, das den Boeren-Republiken seine freundschaftlichen Rathschläge, seine Auffassung der Lage ja schon früher nicht vorenthalten hat, ihnen noch einmal sehr wesentliche Dienste leisten. Blos zweierlei ist für Deutschland unbedingt ausgeschlossen: eine Intervention in Südafrika und eine Friedensvermittelung von schiedsrichterlichem Charakter, die nur von einer in Afrika völlig neutralen Macht erfolgreich durchgeführt werden könnte. Vor Ausbruch des Krieges hatte Deutschland für diesen Zweck die Vereinigten Staaten von Amerika in Vorschlag gebracht, die als angelsächsischer Staat Verständniß für die Interessen der Engländer, als Republik für die der Boeren gezeigt hätten.

Vorschläge und Anträge kann Deutschland dagegen von jeder Seite übernehmen und nach der anderen vermitteln. Da unsere Neutralität durchaus keine englandfreundliche, sondern eine stricte ist, so muß eine solche Vermittlung deutlich von beiden Seiten gewünscht werden. Bis hierzu hat sich von englischer Seite leider noch nicht die leiseste Neigung nach dieser Richtung hin bemerkbar gemacht. Es muß abgewartet werden, ob die Kriegslage in Südafrika die bisher so unnachgiebige Haltung der britischen Regierung mit der Zeit ändert. Schon heute darf aber mit Sicherheit angenommen werden, daß England die Lösung der südafrikanischen Frage niemals dem förmlichen Schiedsspruche einer dritten Macht anvertrauen wird. Dagegen scheint die Anwesenheit des Präsidenten Krüger in Europa den Engländern zur Zeit aber erwünscht als unbequem zu sein, da sie dadurch dem einzigen Staatsmann der Boeren in der Nähe haben, der Autorität genug besitzt, um erforderlichen Falles weitgehende Zugeständnisse zu machen. Ob beim Eintritt einer solchen Kriegsmüdigkeit auf beiden Seiten England unmittelbar mit Krüger unterhandeln oder ihn erst durch eine dritte Macht fondiren lassen würde, läßt sich heute noch nicht sagen. Alles hängt von den nächsten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze ab.

* **Bern**, 17. December. Ein von 40 Mitgliedern des Nationalraths unterzeichneter Antrag Manzoni's, bei der Bevölkerung und dem Parlament Englands, sowie bei den übrigen europäischen Parlamenten dahin zu wirken, daß die Transvaalfrage durch ein Schiedsgericht nach den Vorschriften des internationalen Rechts erledigt werde, ist angesichts der Opposition des Bundesrathes und der kühlen Aufnahme in maßgebenden Kreisen zurückgezogen worden.

* **Rom**, 17. December. Der Papst übersandte dem Präsidenten Krüger ein Mosaikbild vom Atrium des Petersdomes mit einem herzlichen Schreiben. (Berl. Localanz.)

* **London**, 17. December. Amtlich wird mitgetheilt: Milner schickt sich an, seinen Wohnsitz in Johannesburg zu nehmen. Dies ist nur auf Gesundheitsrücksichten (?) zurückzuführen und soll nicht als dauernde Regelung der Frage der Hauptstadt Transvaals angesehen werden.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 18. December.

Das von allen Denkenden als natürliche und nationale Existenzbesorgnisse beurtheilte Herabgleiten des wirthschaftlichen Aufschwungs ist durch Erscheinungen auf dem Pfandbriefmarkt in bösartiger Weise verschärft worden. Auch hier kann, was nachdrücklich betont sein will, von einer Debacle nicht im Entferntesten die Rede sein. Wenn es in der vergangenen Woche an der Berliner Börse nach einer solchen aussah, wenn in Deutschland von einem „Schrecken" im Hypothekenwesen gesprochen werden konnte, wenn in London sogar von einem Milliardenverlust in deutschen Industrie-Werthen die Rede war, so beruht unseres Erachtens dies einmal auf den Nervenerregungen, denen der Effectenmarkt bekanntlich jederzeit ausgesetzt ist, sodann auf tendenziösen, selbstsüchtigen Uebertreibungen, endlich aber auch auf berubigenden und unbedingt vertrauenswürdigen Erklärungen solidester Hypothekenbanken, die gerade weil sie auf solcher Seite für nothwendig erachtet wurden, die Unruhe einen Augenblick verstärkten, um, woran nicht zu zweifeln, das beirrte Vertrauen schon in der nächsten Zukunft wieder dauernd zu stärken. Die unzweifelhaft soliden Banken wären vielleicht mit ihren Darlegungen nicht hervorgetreten, wenn nicht ein Grundcreditinstitut, von dem die „Voss. Ztg.", ohne einen Widerspruch befürchten zu müssen, sagt, daß „bei ihm die Verhältnisse auch nicht gerade so klar liegen, wie es wohl wünschenswerth wäre", Alarm geschlagen hätte, weil ihm selbst der „Athem bei der Aufnahme der Pfandbriefe ausginge". Dies ist die Pommersche Hypotheken-Actienbank, die kürzlich, worauf an dieser Stelle aufmerksam gemacht wurde, zur Hofbank der Kaiserin erhoben wurde, eine Auszeichnung, die, als sie erfolgte, kein Unterrichteter verstand und die jetzt beinahe als eine Aergerniß erregende empfunden wird. Dieser Umstand leitet zu der Erwägung über, die eine kurze Erwähnung der Berliner Pfandbriefkrisis im politischen Theile unseres Blattes angezeigt erscheinen läßt. Ueber die Thatsachen sind die Leser im Handelstheile unseres Blattes ausreichend unterrichtet worden und daher wissen sie, daß die äußersten Anstrengungen gemacht werden müssen, um die Preußische Hypotheken-Actienbank vor dem Concurs zu bewahren, und daß es kaum mehr möglich erscheint, die Deutsche Grundschuldbank, einen Ableger oder vielleicht richtiger eine Marke der Fassette des preußischen Hypothekenbank-Instituts, vor dem Zusammenbruche zu bewahren. Man kann es heute kurz sagen: die Leiter resp. die Begründer dieser Banken stehen unter dem Verdacht, aufs Aergste geschwindelt und einen Finanzscandal im großen Stile erregt zu haben. Den Machern der deutschen Grundschuldbank, die, wie schon angedeutet, mit denen der Preußischen Hypotheken-Actienbank identisch sind, wird in einem Aufrufe des Ausschusses der Obligationäre nachgesagt, daß die in einer Aufstellung vom 31. October d. J. als Besitz aufgeführten Effecten nicht vorhanden und daß die Bilanz vom Jahre 1899 in wesentlichen Puncten unrichtig sei. Andere nicht minder schwere Beschuldigungen folgen. Hier interessirt nur die und nicht erst seit Kurzem öffentlich laut gewordene Behauptung, daß die Faiseure und Leiter dieser Banken das Strafgesetzbuch verletzt hätten, ohne daß eingeschritten worden wäre. Die Sache wurde in Berlin viel besprochen. Jetzt aber scheint ein Blatt nicht zu bezweifeln, daß es der Lage die richtigen Schellen anbängt, wenn es im Anschluß an die vollständige Wiedergabe der von den Obligationären der deutschen Grundschuldbank erhobenen Gravamina ausruft: „Und trotz alledem rührt sich noch immer kein Staatsanwalt. Kann es da Wunder nehmen, wenn in manchen Kreisen der Glaube entsteht, bei uns schützen Titel und hohe Beziehungen vor dem Staatsanwalt!" Diese Kennzeichnung der Herren, die in Betracht kommen, kann leicht irreführen. Die Titel, um die es sich handelt, sind nicht etwa Staatsbeamtentitel, sondern es handelt sich um den Commerzienrathstitel, der immer und überall nur etwas gegolten hat, wenn sein Träger mit ihm kaufmännische Ehrbarkeit paarten, und die „hohen Beziehungen", die gemeint sind, werden nicht direct mit hohen Stellen und Personen unterhalten. Es ist nur soviel richtig, daß Helden der neuesten Finanzscandalaffären es vortrefflich fanden, sich als fromm zu geriren, und dadurch — und dies gewiß in uneigennütziger Absicht — an die Verwaltung der Baugelder für die Berliner Kirchenbauten Anschluß zu finden wußten. Daß darüber, obwohl die zahllose Menschen, darunter kleine Leute, mit schweren Geldverlusten bedrohenden Zustände der Preußischen Hypothekenbank und ihrer Ableger schon lange bekannt sind, nicht viel geredet worden, daran trägt wahrscheinlich nur der alle Aufmerksamkeit absorbirende Proceß Sternberg die Schuld. Die „Staatsbürgerzeitung", die „Deutsche Tageszeitung" und die verwandten Blätter haben ihren Bismarck gelesen, der irgendwo ungefähr sagt, er jage immer nur einen Hasen auf einmal. Glücklicherweise wird am Donnerstag der Proceß Sternberg — wenn auch vielleicht abermals nur vorläufig — zu Ende gehen und dann wird die Moral in den genannten Blättern mit dem Zeichen Sanden-Puckmüller ihre Triumphe feiern.

Ueber die Begleiterscheinungen des Processes Sternberg äußert sich heute die „Nationalliberale Correspondenz" in einem Artikel, der zunächst betont, daß in der Großstadt, wo die Einwirkung des nachbarlichen Zusammenlebens und des dadurch verstärkten bürgerlichen Pflichtbewußtseins wegfällt, das Laster in der abschreckendsten Gestalt sich naturgemäß länger als anderwo dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen vermag, der aber gleichwohl nicht verkennt, daß diese bedenkliche und beklagenswerthe Seite des Großstadtlebens nicht hinreicht, um die drei wunden Stellen zu verdecken oder gar zu entschuldigen, die durch den bisherigen Verlauf des Processes zu Tage getreten sind. Ueber diese drei wunden Stellen äußert sich das genannte Organ folgendermaßen:

„Die im Laufe der Verhandlung erfolgte Bloßstellung der „Wohlfahrts- und Sittenpolizei" ist die bösartigste Verhöhnung der Obliegenheiten, für welche diese Polizei ausgesprochenermaßen da ist und vom Staate bezahlt wird. Wir lassen dahingestellt, wo die Grenze der Mißgriffe, Gesetzwidrigkeiten und Vergehen zwischen den persönlichen Momenten und dem System liegt. Im Abgeordnetenhause wird sich Gelegenheit finden, diese Frage bis auf Herz und Nieren zu erörtern; die verantwortlichen Stellen haben sofort jeden Zweifel darüber zerstreut, daß sie mit äußerster Energie durchzugreifen sich verpflichtet fühlen. Punct zwei ist die in diesem Processe wieder einmal aufgeworfene Frage der „Privatdetectivinstitute". „Jus", auf deutsch Recht, heißt wie in derjenigen Selbstcensirung die geschäftige Firma, deren „Director" sich in der Reihe der „Zeugen" befindet, denen vom Gerichte das Vorrecht der Vereidigung wegen Verdachts gesetzwidriger Begünstigung versagt ist und der vor Gericht gekennzeichnet wurde als „bestraft wegen Begünstigung und unrichtig bis in die Knochen"; dem weiter vorgehalten wird, daß er eine „eigenartige Thätigkeit in Ehescheidungsprocessen" entfalte. Was controlirt nicht Alles heutzutage der Staat? Wie viele Thätigkeiten macht er nicht von der Concessionirung abhängig? Und solche Institute, die, wir hier erwiesen, eine Thätigkeit entfalten, die nach dem vom Staate sauber zu haltenden Gebiete der Rechtspflege hin gerichtet ist, sie erfreuen sich voller Freiheit und Unabhängigkeit. Hier ist zum allermindesten zu verlangen, daß dies „Gewerbe" nur solchen Personen zu gestatten ist, die völlig einwandsfrei sind. Ferner wäre zu erwägen, inwieweit die Geschäftsführung solcher Institute unter die Controle der Staatsgewalt zu stellen wäre, eine Controle, die naturgemäß der Sicherheitspolizei zufällt, wobei man glücklich wieder bei der Reform dieser Polizei anlangt. Weit dringlicher aber noch als diese Aufräumarbeit ist die Frage, die durch eine vor einem preußischen Gerichtshofe wohl noch niemals vorgekommene Thatsache ins Rollen gebracht worden: Im Laufe der Verhandlungen mußten die Rechtsanwälte von der Vertheidigerbank heraustreten und vor den Zeugentisch mit dem Ergebniß treten, daß das Gericht zuletzt zu dem gewiß nicht leichten Herzens gefaßten Beschlusse kam, auch sie nicht zu vereidigen wegen Verdachts der Begünstigung, deren nach § 257 des Strafgesetzbuchs sich schuldig macht, „wer nach Begehung eines Verbrechens oder Vergehens dem Thäter oder Theilnehmer wissentlich Beistand leistet, um denselben der Bestrafung zu entziehen". Der Staatsanwalt, der den Antrag auf Nichtbeeidigung stellte, fügte für die anwesenden Juristen hinzu, „daß es für die Frage der Nichtbeeidigung eines Zeugen nicht des Nachweises der Begünstigung bedarf, nicht eines dringenden Verdachtes, sondern des Verdachts überhaupt"; inwieweit dieser Verdacht gerechtfertigt wird oder nicht, sei eine andere Frage. Dabei muß auch diese Betrachtung stehen bleiben. Wahrscheinlich ist, daß die Justizbehörde sich zunächst als berufen ansieht, dieser Frage nachzugehen; sicher wird sich die Anwaltskammer damit befassen. Denn die letzte Entscheidung über die Berufsehre des Rechtsanwalts ist noch nicht getroffen, wenn der Strafrichter nichts zu sagen hat; und das Standes- und Pflichtgefühl des deutschen Anwaltsstandes ist rein und erprobt genug, um von dieser Seite eine peinliche Nachprüfung und ein rückhaltloses Vorgehen erwarten zu dürfen."

Der Streik der Tüll- und Spitzenarbeiter in Calais hat nun auch zu Erörterungen Anlaß gegeben, die mit dem Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau unmittelbar gepflogen wurden. In diesen Tagen empfing der Ministerpräsident der Reihe nach die Delegationen der beiden Arbeitersyndicate. Zugleich verlautete, daß die Arbeit in vollem Umfange auf der Grundlage der von dem einen Syndikate gemachten Vorschläge wieder aufgenommen werden würde. Das bisherige Arbeitssystem soll im Wesentlichen mit geringen Abänderungen beibehalten werden. Einen vortrefflichen Eindruck hat, wie der „Temps" in seiner jüngsten Nummer meldet, eine gegen den collectivistischen Socialismus gerichtete Kundgebung der „Union

---

Sache jetzt sonnenklar. Es werden sich schließlich auch die Behörden einer Revision des Processes nicht widersetzen können. Sicher ist allerdings, daß sie dazu ganz gewichtige Beweise fordern werden. Denn natürlich ist doch diese Revision gegen Herrn Eichentreu gerichtet, und einen solchen Herrn sucht man möglichst lange unbehelligt zu lassen. Aber gewiß, Gnädige, ist das Alles nur eine Frage der Zeit, der kürzesten Zeit. Dr. Jordan, mein alter Freund, der Strafanstaltsarzt in Karborf, wird da jedenfalls Rath wissen. Ich werde noch morgen dorthin fahren, um ihm Alles mitzutheilen. — Aber Eines, gnädige Frau, werden Sie auch die Kraft haben, noch bis zu diesem Zeitpuncte neben Herrn von Eichentreu leben zu können?"

Lucie richtete sich auf. „Meine Kraft wird mich nicht verlassen, Herr Doctor. Gerade jetzt, wo ich selbst fühle, daß das Ende naht, muß und werde ich aushalten. Sonst wäre vielleicht Alles vergebens und das wäre entsetzlich."

Eine Viertelstunde später verließen die Gäste das Schloß, das im milden Lichte des Mondes stolz und still lag. Als der Wagen hinausrollte, winkte die junge Frau feuchten Auges. Dann ging sie in ihr Zimmer und nahm aus dem kleinen, eleganten Sekretär einen Revolver, dessen mattes Metall die Gravirung „A. Rawen" trug. Sie folgte damit dem Rathe des Arztes, der sie gebeten hatte, sich für alle Fälle mit einer Waffe zu versehen. Sie lud das kleine, glänzende Ding, dann schritt sie, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die Mutter ruhig schlummerte, aufrechten Ganges in das Schlafzimmer. Vor dem Bilde ihres Vaters blieb sie einige Minuten lang stehen und die großen, weitgeöffneten Augen wanderten von dem lächelnden Antlitze des alten Herrn zu dem Porträt des Gatten, das ihm gegenüber hing. . . . Sie schlief fast gar nicht. Denn so oft durch die offenen Fenster aus dem Hofe ein Geräusch heraufscholl, der Hund des Wächters anschlug oder die Rinder brüllten, fuhr sie auf. Aber der starke, schwere Schritt des Gatten störte sie nicht. Er kehrte auch Morgens nicht zurück. Da stieg eine geheime Angst in ihr auf. Er sei geflohen, nachdem er irgendwie in Erfahrung gebracht, daß die Wahrheit an den Tag zu kommen drohe und mit ihr sein Ende.

Dreizehntes Capitel.

Ein wenig aufgeregt, verzehrte sie in der schweigsamen Gesellschaft der Mutter, die stumpfsinnig vor sich sah, das Frühstück. Nervös musterte sie auch die eingelaufenen Briefe. Es war ihr, als müßten dieselben etwas Besonderes enthalten. Sie hatte sich aber darin getäuscht. Auch die an Eichentreu gerichteten zwei Schreiben, welche sie geöffnet hatte, enthielten ganz unbedeutende Mittheilungen. Das eine eine Cigarren-Rechnung, das andere eine Einladung zum Beitritt in die Landwirthschaftsgesellschaft der Provinz. Lucie beschloß, in die Stadt zu fahren, da sie sich entsann, von ihrer Schneiderin zu einer Anprobe gebeten worden zu sein.

Der alte Johann lenkte den eleganten Phaëthon. Der schweigsame Diener wandte sich, als sie im scharfen Trabe den Bretzgrund durchfuhren, plötzlich am Kutschbock um und bemerkte respectvoll: „Gnädigste Frau! Ich war heute in aller Morgenfrühe unten bei der Malcherin. Ich kannte ihre Mutter sehr gut. — Sie ist ganz anders geworden. Verweint, aber sehr ernst. Sie sagte, daß der Todte das Geld immer vom Hofe erhielt. . . ."

Frau von Eichentreu nickte. „Sonst sagte Dir die arme Frau nichts? — Du kannst ihr mittheilen, daß sie bei uns sich alle Monate, was sie braucht, holen kann."

Der Alte dankte. „'s wird ihr noth thun, mein' ich. Sie haben rein gar nichts, die armen Hascherle."

Nachdem Lucie in der Stadt die Schneiderin besucht hatte, fuhr sie bei Dr. Bollant vor.

Die kleine, freundliche Frau befand sich in Gesellschaft ihres Neffen, des Hauptmanns Rödel, und eines fremden, alten Herrn im schattigen, von Weinranken dicht umzogenen Gartenhause.

Frau von Eichentreu begrüßte die Aerztesfrau mit einer Umarmung. Die Herren hatten sich erhoben.

„Dr. Jordan — Frau von Eichentreu", stellte die Hausfrau vor.

Lucie beugte leicht ihren Kopf und ein wenig verwundert reichte sie dem stattlichen Greise die Hand. Hinter der Brille blitzten zwei freundlich ernste Augen. Der Zug um die vollen Lippen war fast strenge und das stark entwickelte Kinn deutete auf Energie und Entschlossenheit. Das schneeige Haar, welches in reicher Fülle den ausdrucksvollen Kopf umgab, milderte ein wenig die Strenge.

Mit sichtlicher Theilnahme sah der Fremde der blassen Frau ins Gesicht. Er lächelte verbindlich, als sie bemerkte, sie habe schon von ihm gehört.

„Gnädige, ich kann nur dasselbe betonen. Mein Freund, Doctor Bollant, der im Augenblicke seinen Berufspflichten nachgegangen ist, hat mir von Ihnen mit wärmster Antheilnahme erzählt."

Der alte Arzt erschien in diesem Augenblicke. Er war ernst, aber von einem gewissen freudigen Ernst. „Willkommen, gnädige Frau! Wie hätten Ihnen vielleicht heute Nachmittag unangemeldet einen Besuch abgestattet. Ich wollte Dr. Jordan draußen vorstellen. Angenehmer ist es aber, daß wir Sie hier begrüßen dürfen, denn auf dem Schlosse hätten wir immerhin Herrn von Eichentreu begegnen können."

Dr. Jordan machte eine leicht abwehrende Bewegung. „Es hätte dies allerdings nichts zur Sache gethan. Wenigstens mir nicht", warf er dazwischen.

„Gewiß. Doch besser ist besser. Aber, Gnädige, wollen Sie nicht einmal meine Marschall-Niel dort ansehen, eine neue Nüance, noch nicht dagewesen. Anni, bitte, zeige Frau von Eichentreu doch die Rosen." Die Hausfrau erklärte sich sofort bereit.

Während Lucie die wirklich ganz prächtigen Rosen betrachtete, die, halb entknospt, einen köstlichen Duft verbreiteten, frug sie: „Doctor Jordan ist wohl auf der Durchreise hier?"

„O nein", erwiderte eifrig die Doctorsgattin. „Er stattet uns einen Besuch ab. Es ist ein ganz eigenthümlicher Zufall, daß er gerade jetzt kommt, wo bei Ihnen, liebe Lucie, sich so viel zugetragen hat. Der Doctor interessirt sich außerordentlich dafür. Mein Mann behauptet sogar, er sei nur deshalb hierher gekommen, um Ihren Gatten zu sehen. Sie wissen ja!"

„Gewiß", nickte Lucie.

„Hugo wollte heute nach Karborf fahren, als plötzlich, ganz unangemeldet, der Doctor erschien. Wir sind sehr überrascht gewesen. Ich glaube, der alte Mann möchte Ihren Gatten noch vor die Pistole fordern. Aber, was rede ich denn da!" — Erschreckt unterbrach sich die Sprechende und blickte mit vor Verlegenheit gerötheten Wangen zu Lucie auf.

Diese entgegnete ganz ruhig: „O, ich rege mich darüber nicht auf, würde aber den Herrn Doctor bitten, dies nicht zu thun."

Die Herren erschienen bei den Damen. Als jetzt Lucie das von der Sonne hell beleuchtete Profil des Dr. Jordan aufmerksam betrachtete, nahm sie zur Ueberraschung wahr, daß die Grundzüge seines langen, kräftig entwickelten Gesichts, besonders Kinn und Nase, fast durchaus jenen ihres Vaters glichen. Nur war der Arzt etwas lebhafter gefärbt und sein Haar weiß, während Rawen graues Haar gehabt hatte.

Unwillkürlich begann sie hiervon zu sprechen. „Herr Doctor Bollant, haben Sie noch nicht wahrgenommen, wie sehr im Grunde Herr Doctor Jordan dem seligen Papa ähnlich sieht?"

Der Angesprochene betrachtete prüfend seinen Freund. „In der That, gnädige Frau, besonders die Zeichnung des Profiles. — Es giebt doch merkwürdige Zufälle im Leben!"

Dr. Jordan machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe. „In der That ereignet sich im Leben manches Zufällige — wie wir es nennen —, das sich später als etwas ganz Wichtiges für uns herausstellt." — Lächelnd setzte er fort: „Ich will damit natürlich nicht gesagt haben, daß die Aehnlichkeit mit Herrn Rawen, welche die gnädige Frau und auch Du constatirten, irgendwie von Belang sei. Ich habe den Herrn leider nicht gekannt. Wenn ich aber Sie, Gnädigste, genauer betrachte, möchte ich beinahe behaupten, daß in Ihrem Antlitze einige Aehnlichkeit mit Herrn Rawen liegen mag. Ich schließe das aus der allerdings nur andeutungsweisen Aehnlichkeit, welche Sie mit meiner Tochter Martha besitzen. Ich wäre aber auf diese, wie gesagt, nur flüchtige Aehnlichkeit kaum verfallen, wenn nicht von jener, welche ich mit Herrn Rawen besitzen soll, die Rede gewesen wäre."

In diesem Augenblicke trat ein Dienstmädchen herbei und meldete, daß ein Bauer mit Herrn Hauptmann Rödel zu sprechen begehre.

Als dieser sich in das Haus begab, fand er daselbst den Abbrändler Josef Kohler aus Langberg.

Der Bauer bedankte sich zunächst für das Geldgeschenk, welches der Officier beim Brande einem der Kinder Kohler's in die Hände gedrückt, dann begann er ein wenig unsicher zu erzählen, was ihn eigentlich nach Bärenstein geführt.

„Heut' in der Früh' kamen aus dem Dorf und der Nachbarschaft liebe Leut' und brachten uns so Verschiedenes, Heu und Stroh und Mehl u. s. w. Auch aus Görgenthal kam der junge Zirnbauer, der zur selben Zeit bei der Cavallerie gedient hat, als ich bei Ihrem Regiment war, Herr Hauptmann. Er brachte mir einen alten, aber ganz guten Bretterwagen, weil er gehört hatte, daß mir der meinige verbrannt sei. Ich heiße ihn natürlich bleiben — der Grenzbauer-Loisl hat mir sein Ausgedinghäusel eingeräumt — und wir kamen ein bissl ins Erzählen. Dabei erinnert er mich, daß wir uns zum letzten Mal vor zwei Jahren im Patzenhäusel — das ist ein kleines Wirthshäusl vor Görgenthal — getroffen haben. Ja ganz genau wußt er den Datum: am dreißigsten Juli. Am dreißigsten Juli sag' ich? Das ist g'rad der Tag, wo damals der Gutsherr von Langberg ermordet wurde. Ja, meint er, am andern Tag' hätten sie's auch erfahren. Ihm wär der Tag nicht gerade so in der Erinnerung geblieben, erzählt er, wenn er nicht am Heimweg, als er am Gut des Herrn von Eichentreu — es liegt auf dem Wege gegen Görgenthal — vorbeikam, von dem polnischen Privatburschen des Gutsherrn angeredet worden wäre. Der dumme Kerl hat ihn wahrscheinlich, weil er in Uniform war, mit dem in die Höhe geschlagenen Rockkragen, und weil's schon finster war, für den Briefboten gehalten. 's fing wieder tüchtig an zu regnen, da fragte der Bursch, nachdem er dem Zirn ein bissel nachgegangen war, ob er nicht einen Brief mitnehmen wolle, wenn er nach Bärenstein ginge. Der war einverstanden, weil er am nächsten Tage über Bärenstein wieder einrücken mußte, denn er hatte, weil seine Mutter damals schwerkrank war, ausnahmsweise bei der Waffenübung einen Tag Urlaub kriegt.

(Fortsetzung folgt.)